

Christian Ahnsehl

Der Ofensetzer

Roman

GRÜNBERG

Ahnsehl, Christian:
Der Ofensetzer
Roman

2. Auflage, 2020
Grünberg Verlag, Weimar & Rostock
Druck: WinterWork Leipzig
Titelphoto: Nordreisender / stock adobe.com

ISBN 978-3-933713-58-2

Christian Ahnsehl

Der Ofensetzer

Roman

GRÜNBERG

Für Felix und Hans

Der Autor dankt:

Martin Ebert und dem Grünberg Verlag

Dr. Wolfgang Gabler und dem Literaturhaus Rostock

Annette Wolf und der Literarischen Agentur Kossack
in Hamburg

1.

Sie hatten alles abgesperrt, das ganze Gelände, von der Schule bis zur Kaufhalle. Auf dem Schulhof VP und ein *Barkas*, das musste die Kripo sein. Bei der Riga-Bierbar kontrollierten sie die Ausweise. Und neben der Essenhalle, keine hundert Meter entfernt, versperrte ein grün-weißer *Lada* den Weg.

Tom sah hinüber zur Straße. Die Beifahrertür öffnete sich, und ein Volkspolizist stieg aus. Der mit der Leine zog den Hund zu sich heran. Der andere sprach mit dem Polizisten.

Tom presste sich gegen die Wand. Sie war kühl und roch nach Kindheit, nach Sommer, als sie sonntags in den Hauseingängen Verstecke spielten und mit Augen zu bis zehn zählten, und über ihnen hatten die Schwalben ihre Nester gebaut.

Er trat einen Schritt vor. Die Frau mit den Lockenwicklern sah immer noch aus dem Fenster.

Wenn er doch nur nach Hause gehen könnte! Nur nach Hause, und dann schlafen und aufwachen, und alles wäre nur ein böser Traum: die Absperrungen. Die Streifenwagen. Und die Worte am Oberstufengebäude!

Der Wind wehte wieder Essenhallengeruch heran. Herbstblätter wirbelten über den leeren Kaufhallenvorplatz. Der Polizist zeigte auf das Gebüsch.

Hatte es keinen besseren Ort gegeben? Warum hatte er Pinsel und Farbe nicht zurück ins Kellerregal gestellt? Aber diese Fragen waren sinnlos. Er hatte keinen klaren Gedanken mehr fassen können, heute Nacht, alleine auf

dem Schulhof. Und dann war er weggerannt, am Hochhaus lang und dann hinter die Kaufhalle, denn dort standen Mülltonnen. Aber die waren voll bis obenhin!

Der Polizist stieg in den *Lada*. Die Männer folgten dem Hund über die Straße. Der Hund sprang auf das Gebüsch zu. Er schnüffelte, rannte hin und her, schnüffelte wieder, setzte sich auf die Hinterpfoten und kläffte. Der mit der Leine ging in die Hocke und klopfte dem Hund auf den Rücken. Der andere schob Äste beiseite und beugte sich über das Gebüsch.

Am Ende der Straße ertönte Motorengeräusch. Die Männer richteten sich auf. Ein *Wartburg* raste auf die Absperrung zu.

Die Frau mit den Lockenwicklern schloss das Fenster. Der *Wartburg* bremste ab. Die Männer waren immer noch abgelenkt.

Tom drückte sich aus dem Hauseingang. Langsam gehen. Nicht umdrehen. Und wenn sie nach ihm riefen? Noch zwanzig Schritte Bürgersteig. Bloß nicht umdrehen. Und hinterm Block um die Ecke.

Jetzt! Lauf!

2.

Drei Wochen zuvor

Der Raum im dritten Stock der Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit war hell erleuchtet. Die geschlossenen Vorhänge fielen bis auf den Fußboden, sodass nur Andeutungen des Berufsverkehrs von draußen hereindrangten. An der Decke staute sich Zigarettenrauch, und wie immer um diese Jahreszeit lief die Heizung schon früh am Morgen auf Hochtouren.

Der Oberst fuhr fort: „Genossen, es geht um alles. Wir oder der Feind. Ich hoffe, dass alle Anwesenden sich dessen bewusst sind. Was wir nicht gebrauchen können, sind Zweifel. Denn wie schon Lenin sagte: Gut und richtig ist, was unserer Sache dient.“

Hauptmann Lorenz hörte aufmerksam zu. Kugelschreiber und Feuerzeug lagen neben einem linierten DIN-A-4-Block, dessen oberstes Blatt mit Notizen beschrieben war. Aus einer angebrochenen Packung *Club* bröselten Tabakkrümel.

„Demnächst wird der Genosse Minister uns einen Besuch abstatten. Jedem dürfte klar sein, was das bedeutet. Also, Genossen, auf gute Zusammenarbeit!“

Gemurmel. Stühle schabten über das Linoleum. Hauptmann Lorenz verstaute Zigaretten, Feuerzeug und Schreibutensilien und ging zur Tür.

„Genosse Hauptmann?“

Er blieb stehen. Der Oberst blätterte in seinen Unterlagen. Als sich der Raum geleert hatte, bedeutete er Hauptmann Lorenz, Platz zu nehmen.

„Jahrgang?“

„1925!“

„Seit wann im Dienst?“

„1953!“

Der Oberst zündete sich eine Zigarette an. Er lehnte sich zurück und nahm einen tiefen Zug. „Ich habe gehört, dass Sie in der Sowjetunion waren. Stimmt das?“

„Jawohl, Genosse Oberst!“

„Wie lange? Wo?“

„Von 1935 bis 1945. Die ersten Jahre im Kinderheim Nr. 6 in Moskau. 1941 nach Karaganda evakuiert.“

„Eltern?“

„Vater seit 1924 in der KPD. 1933 ein halbes Jahr im Zuchthaus Brandenburg. 1934 im Auftrag der Partei in die Sowjetunion emigriert. Die Mutter 1935 mit mir über Schweden nach Moskau gereist. Beide Eltern 1938 in Moskau verhaftet.“

Er schwieg. Der Oberst sah ihn fragend an.

„Die Mutter 1941 gestorben. Der Vater verschollen.“

„Tja ...“, seufzte der Oberst.

Er beugte sich vor und griff nach einem Briefumschlag, der vor ihm auf dem Tisch lag. „Zur Sache. Ein Auftrag für Sie!“

Das Kuvert war geöffnet. Rechts oben eine abgestempelte Zwanzig-Pfennig-Briefmarke. Schräg darunter eine Adresse, in sauberen Druckbuchstaben. Auf der Rückseite ein Absender, mit Postleitzahl, Straße und Hausnummer.

„Lesen Sie!“

Hauptmann Lorenz zog eine Ansichtskarte heraus. Sie zeigte die Zeichnung eines Schmetterlings. Er drehte die Karte um.

Nur drei Worte.

„Ich hab’ noch mehr von dem Zeug. Und zwar von überall her. Dem Poststempel nach werden die Briefe von hier versandt. Der Inhalt ist immer der gleiche. Ansichtskarten mit Schmetterlingen. Und irgendwelche Sprüche.“ Der Oberst drückte die Zigarette aus. „Etwas ungewöhnlich, das alles. Oder nur ein Spinner? Die Postkontrolle ist bereits informiert. Finden Sie raus, was dahintersteckt, und bereiten Sie der Angelegenheit schleunigst ein Ende!“

Der Oberst stand auf und packte seine Unterlagen ein.

Hauptmann Lorenz blieb vor der Tür stehen, die Hand auf der Türklinke.

„Genosse Oberst?“

„Ja?“

Er zögerte. Befehle hatten ausgeführt zu werden, es verbot sich von selbst, nach ihrem Sinn zu fragen.

„Wir haben gerade alle Hände voll zu tun!“

Der Oberst verschloss seinen Aktenkoffer und musterte ihn. Hauptmann Lorenz hielt dem Blick stand.

„Sie haben die Partei mal um Auskunft gebeten?“

Er war nicht sicher, ob es sich um eine Frage oder um eine Feststellung handelte. „Jawohl, Genosse Oberst. Nach meiner Beförderung zum Hauptmann. Das war 1961, soweit ich mich heute daran erinnere.“

„Sie haben Antwort erhalten?“

Er zögerte abermals. „Nein. Keine Antwort.“

Der Oberst nahm seinen Mantel auf. „Wahrscheinlich nur ein Spinner“, sagte er grübelnd, während er um den Tisch herum auf Hauptmann Lorenz zuing. Er blieb vor Hauptmann Lorenz stehen. „Ich habe mir sagen lassen, dass Sie einer unserer besten Genossen sind.“ Er

nickte in Richtung der Türklinke. Hauptmann Lorenz öffnete die Tür. Der Oberst trat an ihm vorbei. „Sehen Sie zu, dass die Sache aufgeklärt wird!“

3.

Wind rüttelte an den Fensterfronten, trieb Pfützenwasser über den Asphalt, fegte gegen die drei leeren Fahnenmasten am Ende des Appellplatzes. Wieder knatterten die Seile, versprühten Feuchtigkeit und strafften sich, verharrten für Sekunden und fielen lautlos zusammen, als fehlte ihnen die Kraft, sich aus ihrer Verknötung zu befreien.

Tom stellte den Ranzen ab und knöpfte die Jeansjacke zu. Endlich Hofpause, nach drei Stunden Russisch, Deutsch und Musik, endlose Dreiviertelstunden, verbracht mit Vokabelkontrollen, Gedichtinterpretationen und dem verstimmten Klavier im Musikraum des Oberstufengebäudes: *Spaniens Himmel breitet seine Sterne über unsre Schützengräben aus, und der Morgen grüßt schon aus der Ferne, bald geht es zu neuem Kampf hinaus ...*

Tom schüttelte sich. Das Lied hatte sich festgehakt. *Die Heimat ist weit, doch wir sind bereit!* Er fuhr über Kinn und Wangen, *wir kämpfen und siegen für dich*, sang es wider Willen in ihm, es war ein Jammer, endlich fünfzehn geworden, aber bisher nur Flaum, und dabei hatten sie vor den Sommerferien mit Maschinenpistolen geschossen!

Er zog den Rollkragen übers Kinn. Pretsche rauchte. Niko summte leise vor sich hin. Der dicke Koschnick stöhnte: „Jetzt auch noch Sport! Bei Klawun!“

„Ja“, murmelte Tom. „Ja doch. Sport!“ Er nestelte die Schachtel *Alte Juwel* aus der Jackentasche und holte den Zigarettenstummel heraus. Die erste Hälfte hatte er auf dem Weg zur Schule geraucht, früh am Morgen, als es

noch dunkel war. Er setzte den Stummel in Brand. Sport, das hieß Umziehen in der Umkleidekabine, wo es nach Schweiß stank, dann Antreten auf dem Sportplatz neben der Kleingartenanlage, die Arme gegen die Kälte verschränkt, Turnhosen über pickligen Schenkeln, und dann Sportlehrer Klawun mit seiner Trillerpfeife: *Muskeln sind, wenn eine Nadel daran abbricht ...*

„Wie ich es hasse!“ Wütend scharrte Jens Koschnick mit den Stiefeln im Schotter. Nikos spöttischer Blick wanderte zwischen ihm und Tom hin und her. Pretsche klopfte Asche von der *Karo*, Pretsche mit dem schiefen Grinsen, der schrammte jedes Jahr am Sitzenbleiben vorbei und hatte sich neulich den ersten Verweis des Schuljahres eingefangen ...

„Scheiß Sport!“, schimpfte Jens. „Scheiß Klawun!“

„Beruhige dich“, sagte Niko. „Du wirst es überstehen. Die Lerche ist viel schlimmer!“

Tom tat, als habe er Nikos Bemerkung überhört.

„Sie macht einen auf offen und ehrlich, mit ihrem Genossen Gorbatschow. Jeder soll sagen, was er denkt. Aber wenn sie dich nicht überzeugt kriegt von Frieden und Sozialismus, dann hast du für immer bei ihr verschissen!“

Tom wandte sich ab. Nikolaus Schirmer. Bester Freund und ewiger Stichler. Der erklärte Feind der Klassenlehrerin. Niko wusste genau, wo sich Toms wunde Punkte befanden, und wenn sie stritten, behielt er meistens die Oberhand.

Tom verbarg die Zigarette im Jackenärmel und nahm den Schulhof in den Blick. Zwischen Ober- und Unterstufengebäude, eingefasst von immer sorgsam geharkten Blumenrabatten, befand sich das Matrosenmahnmal.

Hinter dem Schultor zeichnete sich eine Wüste aus Schlamm und Pfützen ab, durch die ein Betonplattenweg nach links zur Essenhalle und nach rechts zur nahe gelegenen Turnhalle führte. Am Ende des Schulhofes hatten sich die üblichen Grüppchen gebildet, Tom sah Britta Dittmer und Ines Liebich, unzertrennlich seit der ersten Klasse, etwas abseits Ute Polzin, die FDJ-Sekretärin der Klasse, eine frühreife, Einsen sammelnde Schönheit, Niko zufolge hoffnungslos frigide und außerdem einer der Gründe, weshalb Tom bei dem Gedanken an die Erweiterte Oberschule das elende Gefühl von Hilflosigkeit und Verzweiflung überkam: Noch drei Jahre Schule, noch drei Jahre Russisch, Musik und Fahnenappell, endlose drei Jahre, umgeben von Strebern wie Ute Polzin ...

„Bei Klawun weiß man wenigstens, woran man ist“, ätzte Niko weiter. „Ein Arschloch hoch drei. Und rot bis zum Gehnichtmehr. Aber die Lerche ist falsch!“

Jetzt stach der Finger in die Wunde. Tom drehte sich zu Niko. „Vielleicht verstehst du nur nicht, was sie meint!“

„Du sagst es. Mathe verstehe ich. Und Physik auch. Aber Stabü? Was soll daran zu verstehen sein?“

„Zum Beispiel, warum die Welt so ist, wie sie ist. Und wie man sie verändern kann!“

„Ach so? Die Welt ist zum Beispiel, dass wir froh wären, wenn Udo mal in unserer schönen DDR singen dürfte. Aber wenn's nach deiner Frau Lerche geht, sollen wir alle fein brav dagegen sein!“

„Wenigstens kann man mit ihr über so etwas reden!“, versetzte Tom. „Oder wäre dir jemand anderes in Stabü lieber?“

„Ist doch egal, wer einem was vorlügt!“

„Vorlügt? Du weißt also, was die Wahrheit ist?“

„Hab' ich nicht behauptet“, entgegnete Niko. „Aber ich habe Augen im Kopf!“

„Sehen ist das eine, verstehen das andere!“

„Mir würde schon reichen, wenn ich sagen dürfte, was ich sehe!“

„Dann sag' doch, was du siehst!“

Niko schaute zu Jens, dann zu Pretsche. „In Staatsbürgerkunde? Damit sie sich alles so hinbiegt, wie sie's braucht? Für Frieden und Sozialismus? Und am Ende geht sie petzen?“ Er spuckte aus. „Mit ihr reden ... Du weißt ja nicht, wo du lebst!“

Tom schüttelte protestierend den Kopf. Er suchte nach einer passenden Erwiderung, aber er fand nicht die Worte für das, was er sagen wollte. Er verstand, was Niko meinte, und trotzdem sträubte sich etwas in ihm. Irgendwie stimmte ja, was Niko sagte. Und irgendwie stimmte es auch nicht. Es war wahr und zugleich falsch, wie fast alles in den letzten Wochen und Monaten. Meistens wollte man sich die Ohren zuhalten und schreiend davonlaufen, wenn von Frieden und Sozialismus die Rede war. Aber war Frieden deshalb verkehrt? Und war Sozialismus nicht nur ein anderes Wort für Gerechtigkeit? Für das Gute, Richtige? Für eine bessere Welt?

Er drehte Niko den Rücken zu. Schlagfertig müsste man sein. Mit Worten umgehen können wie mit einer MPi 69, liegend freihändig hatten sie geschossen, im Lager für Zivilverteidigung, drei Schuss Einzel- und fünf Schuss Dauerfeuer ...

Er zog an der Zigarette. Gleich würde es klingeln. Der Sportlehrer lief schon in Richtung Turnhalle. Steffi schlenderte neben Mario Wendt durchs Schultor.

Mist! Warum ging er nicht neben ihr? Und warum stritt er sich mit Niko wegen der Klassenlehrerin?

Er schmiss die Zigarette auf den Boden und hob seinen Ranzen auf. Das reichte jetzt. Er würde sich seine Laune nicht verderben lassen. Nicht vom Sportunterricht. Nicht von Niko. Und auch nicht von Mario Wendt, dem zukünftigen Berufsoffizier, der erst vor zwei Jahren in ihre Klasse gekommen war.

Prettsche schnippte seine Kippe über den Zaun. „Hauptsache, die scheiß Schule ist bald zu Ende!“

Tom lief voran, ohne sich umzusehen. *Wir kämpfen und siegen für dich, Freiheit!*

Vorm Turnhalleneingang hatten die anderen ihn eingeholt. Jens Koschnick stolperte neben ihm über die Treppenstufen, achtzig Kilo Ungeschick, zitternd vor Wut: „Jetzt Sport! Bei Klawun!“

Nikos Schlag auf die Schulter. „Tröste dich, Weltverbesserer! In drei Tagen ist Sonnabend!“

4.

Meterhohe Vitrinen säumten die Wände. Zwischen Muschelabdrücken und Schneckenhäusern brüteten Silbermöwen. In formalgefüllten Glasgefäßen schwammen Embryos von Meerschweinchen, Katzen und Ratten. Es roch nach Kaffee, Büchern und Schreibmaschinentinte, und neben der Tür zum Flur fletschte ein ausgestopfter Rotfuchs seine spitzen Zähne.

Peter Gradow saß am Schreibtisch. Durch das Fenster piff der Wind, und die Bremsen der Straßenbahn kreischten in der Kurve vor dem Institutsgebäude, als habe ihr letztes Stündlein geschlagen. Neben der Schreibmaschine stand eine Tasse Kaffee, von der er noch keinen Schluck getrunken hatte, und auch das Gebäck auf dem Teller war unangerührt geblieben. Wie so oft plagten ihn Kopfschmerzen.

Er hatte Sorgen. So viel Kraft hatte er auf die Professur verwandt, und doch konnte er nun nicht mehr sicher sein, ob sie ihm zugesprochen wurde. Jahre seines Lebens hatte er an diesem Schreibtisch verbracht, bei Hektolitern türkisch gebrühtem Kaffee, in seinem Institut, jenem Ort, der ihm wie ein Refugium erschien, auch wenn die Wände Feuchtigkeit zogen und die Toiletten im Hof mehr als einmal im Monat verstopften. Er hatte sich geschunden mit A- und B-Promotion, nebenbei die ungeliebten Vorlesungen und Seminare gehalten, Prüfungen abgenommen, unzählige Testate und Abschlussarbeiten gelesen. Er hatte sich sogar an die Montagabende gewöhnt, an denen sich die Parteigruppe der Sektion Zoologie im Seminarraum versammelte, um über sowje-

tische Abrüstungsinitiativen und den Stand der Erfüllung der Beschlüsse des letzten Parteitags der SED zu beraten: anderthalb Stunden, nach denen er sich fühlte, wie durch eine Mangel gedreht, weggeworfene Zeit, in der nichts als Unsinn geredet wurde, Unsinn, der wehtat wie ein entzündeter Zahn.

Und nun Strebing. Strebing, den man auf die freie Stelle gesetzt hatte wie eine Drohung: Wir wissen ja, dass du der Beste deines Faches bist, Genosse Gradow, aber das interessiert uns nicht, wir haben auch andere, also arbeite an deinem Bewusstsein, denn sonst wird es nichts mit deiner Professur, und mit der Westreise schon gar nicht!

Ossenbrück hatte ihn beiseitegenommen, der gute alte Hermann Ossenbrück, dem er so viel verdankte: „Peter, irgendwas haben die vor, weshalb sonst haben die uns diesen Schwachkopf vor die Nase gesetzt. Also sei vorsichtig, sonst war alles umsonst!“

Aber was genau wollten sie von ihm? Was wollte die Partei, was wollte *seine* Partei von ihm?

Wochen der Ungewissheit folgten. Dann, am letzten Montag, brachte der Parteisekretär der Universität die Rede darauf, dass einige der anwesenden Genossen sich nicht scheuten, Kontakte ins westliche Ausland zu unterhalten. Müsse man nicht fragen, ob solche Genossen würdig seien, das Institut in führender Position zu repräsentieren? Möglicherweise sogar gegenüber dem Klassenfeind? Gäbe es nicht auch andere Genossen? Fachlich nicht weniger geeignet, aber fortgeschrittener in ihrem Bewusstsein?

Da war der Knüppel aus dem Sack. Einfrieren der Beziehungen zu seiner Mutter in der BRD, keine Briefe mehr, keine Pakete, keine noch so seltenen Telefonate,

aus dem Postamt neben der Kaufhalle, manchmal wartete man stundenlang: Das war es, was sie von ihm wollten!

Gradow stand auf. Er ging ein paar Schritte durch das Zimmer. Was sollte er tun?

Ihn verband so gut wie nichts mit ihr. Sein Studium hatte gerade begonnen, als sie mit Stiefvater und Halbbruder in den Westen ging, und der hingeworfene Gruß, der ihn Wochen später erreichte, hatte ihn ungerührt gelassen. *Komm nach, wenn du willst!* Was hätte er dort gesollt? Bei den Kalten Kriegern? Hier war die Zukunft, und sie war hell und licht! In zehn oder zwanzig Jahren wären sie so weit mit dem Sozialismus, und er wollte dabei sein, wollte etwas bewegen, wollte mittun, als es galt, die neue Welt zu errichten. Außerdem hatte er Gabi kennengelernt, das schönste Mädchen auf der Geburtstagsfeier eines Schulfreundes. *Komm nach?* Am nächsten Tag hatte er die Mitgliedschaft in der SED beantragt. Das war seine Antwort. Eingesperrt fühlte er sich nicht, auch nicht, als kurz danach die Grenze dichtgemacht wurde. Jetzt sind wir ungestört, hieß es damals wochenlang, die Ausblutung ist gestoppt, also: An die Arbeit, Genossen!

Gabi hatte sich gewundert: „Es ist doch deine Mutter. Wer weiß, wann du sie wieder siehst!“ Er fühlte sich unverstanden, kein Wort verlor er über den Stiefvater, der mit Lebensmittelkarten geschoben und ihn einen Russenknecht geschimpft hatte.

Nach vier Jahren war das Studium geschafft. Die anderthalb Jahre Armeezeit waren ärgerlich, aber schnell vorbei. Dann die große Chance: Assistenzstelle! Er konnte seinen Doktor machen, beim berühmten Ossenbrück! In Prag marschierten sowjetische Truppen ein, er hörte heimlich mit, im leise gestellten Westradio, wäh-

rend er Bücher in die Regale seines zukünftigen Arbeitszimmers sortierte. Drei Jahre später wurde Tom geboren. Kurz nach dessen Einschulung: Neubaublock mit Zentralheizung, drei Zimmer, vierter Stock. Der Blick fiel auf Baugruben und Kieshaufen, Betonplatten führten durch den Schlamm, aber vorher hatten sie die Windeln im Keller gewaschen, und kein Tisch hatte zwischen Bettgestell und Tür gepasst.

Die Jahre kamen und gingen. Zu Ostern und Weihnachten holte er einen grauen Umschlag aus dem Briefkasten, darin befanden sich die Schlüssel fürs Paketschließfach bei der Kaufhalle. Im Westpaket lagen getragene Kindersachen, Kaffee, Schokolade, manchmal Apfelsinen, immer auch Westgeld. Er wusste, das konnten sie drüben von der Steuer absetzen. Er schuftete wie ein Verrückter. Zukunft? Glaubte er noch daran? Jeden Montagabend tat er so, und oft genug waren es nicht Zahnschmerzen, die ihn plagten ...

Irgendwann ließ sich der Besuch nicht mehr vermeiden. Er reservierte Tisch und Menü in der HO-Gaststätte Ratskeller, schämte sich fürs Anstehen und für die freche Garderobiere. Seine Mutter, zum zweiten Mal Witwe, mit Dauerwelle und perlweißen dritten Zähnen, richtete Grüße vom Halbbruder aus. Der fuhr jetzt *Mercedes*. Tom jubelte über *Lego*-Bausteine. *Ja, so schönes Spielzeug gibt's bei uns!* Die Tischdecke war dreckig und das Würzfleisch ausverkauft. Der Ober nuschte von Versorgungsengpässen, aber als er merkte, dass da jemand aus dem Westen war, wurde er die Freundlichkeit in Person, und wie durch ein Wunder fand sich das bestellte Essen doch noch in der Küche. Von der Wand herunter lächelte Erich Honecker. Als seine Mutter sich über dessen Hornbrille

mokierte, platzte Gradow der Kragen: „Der hat im Zuchthaus gegessen! Als ihr dem Führer nachgelaufen seid!“

Drei Tage später sah er endlich die Rücklichter des D-Zuges nach Hamburg im Nebel verschwinden. Abends verteidigte Gabi ihre Schwiegermutter: „Sie hat den Krieg erlebt. Zwei Männer sind ihr weggestorben. Und auch heute läuft so mancher mit!“

Das kratzte. Das tat weh. Vielleicht, weil es die Wahrheit war? Plötzlich hatte er alles satt, starrte stundenlang aufs Sendeschlussbild. Früh morgens Tom, ein frischgebackener Thälmannpionier, schlaftrunken, auf nackten Füßen: „Papa? Sind wir die Guten? Und wer sind die Bösen?“

Was hätte er denn tun sollen? Das Parteibuch auf den Tisch knallen? Rostklopfen gehen auf der Werft? Die Zoologie war seine Leidenschaft. Sein Leben!

Draußen bremste die Straßenbahn. Das Geräusch riss ihn aus seinen Erinnerungen. Tom. Sein Stern. Er konnte nicht in Worte fassen, was er für seinen Sohn empfand. Jemanden behüten wie seinen Augapfel, diese Redewendung war ihm in den Sinn gekommen, als er ihn zum ersten Mal im Arm gehalten hatte. Später waren sie übers Feld gelaufen, sonntags nach dem Essen, und manchmal war ihm gewesen, als bliebe die Zeit für sie stehen.

Ein Gefühl von Wehmut überkam ihn. Wie schnell vergingen die Jahre! Tom war kein Kind mehr und noch kein Mann, war ein Fünfzehnjähriger, der seit einigen Wochen nach Zigaretten roch und flapsige Antworten gab, mit einem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit, der auch ihm noch so manche Beule bescheren würde ...

Gradow ging zum Schreibtisch. Der Anblick des Gebäcks ekelte ihn. Zukunft? Gab es die noch? Am Frei-

tag hatte die Sekretärin berichtet, dass man in der Stadt nach Gemüse angestanden habe, und vor zwei Wochen war einer seiner Studenten von der Uni geflogen. Gradow hatte versucht, dem jungen Mann zu helfen, vergeblich, denn Strebing führte das große Wort: Auch die Vorlesungen in Marxismus-Leninismus gehörten zum Studium der Zoologie, und wer das nicht begreife, habe an einer sozialistischen Universität nichts verloren! Wenigstens würde Gabi demnächst ihre Kur antreten. Sie musste sich erholen, ihre Schlaflosigkeit überwinden und wieder zu sich kommen. Doch was aus ihrer Ehe werden würde ...

Diese Kopfschmerzen! Er beschloss, sich die Beine zu vertreten, warf das Gebäck in den Mülleimer und zog seinen Mantel an.

Zukunft? Ein Schritt vor und zwei zurück, wie im Krebsgang, so kam ihm sein Land vor. Und dabei tat sich doch etwas beim Großen Bruder! Glasnost und Perestroika!

Er lief die Treppe hinunter. Ob sie Toilettenpapier bräuchten, hatte es im letzten Brief geheißt. *Schön flauschig! Das bei euch ist so hart!* Es war ja auch zum Lachen: Die bestbewachte Grenze der Welt war machtlos gegen die Fallstricke der Familienbande ...

Draußen duckte er sich gegen Straßenlärm und Abgasgestank. Der Brief war im Klo gelandet. Und doch: Was die Partei von ihm verlangte, war eine Schweinerei!

5.

„Rufen Sie die Postkontrolle an. Veranlassen Sie Merkmals- und Schriftenfahndung. Es geht um Briefe, die Ansichtskarten mit Schmetterlingsmotiven enthalten. Wenn die ...“

Hauptmann Lorenz unterbrach sich. Schweigend sah er zu, wie Leutnant Winkler die Spitze eines Füllfederhalters über das karierte Blatt Papier bewegte. Winkler brachte den Stichpunkt zu Ende und überflog das Geschriebene. Die Rundungen der Buchstaben sahen aus wie mit dem Zirkel gezogen: Winklers Handschrift glich der Schönschrift einer Achtklässlerin.

Winkler lächelte versonnen. „Ansichtskarten von Schmetterlingen! Und so poetische Texte! Da werden die Genossen aber begeistert sein!“

Hauptmann Lorenz zeigte keine Reaktion. „Wenn die Postkontrolle herausgefunden hat, wo die Briefe eingeworfen werden, könnten wir die Postkästen observieren lassen. Das allerdings wäre aufwendig. Deshalb halten wir uns zunächst an das Schriftbild. Fragen Sie also in der Speicherung nach, ob die Schrift erfasst ist! Es sind zwar nur Druckbuchstaben, aber vielleicht kriegen die trotzdem was raus. Außerdem brauchen wir eine Speichelprobe von der Briefmarke. Überprüfen Sie auch die Empfängeradressen. Vielleicht gibt es ein Muster, nach dem die Empfänger ausgesucht werden!“

Winkler schrieb eifrig. Hauptmann Lorenz betrachtete den Stapel Ansichtskarten. Ein wenig ungewöhnlich war die Angelegenheit schon. Und es war noch nicht einmal

sicher, dass es sich um einen Einzeltäter handelte. Auch eine feindlich-negative Gruppierung konnte nicht ausgeschlossen werden. Oder sollte er den Fall ganz anders denken? Das Abwegige in Erwägung ziehen? Einen betrogenen Ehemann, der seinen Nebenbuhler bei der Staatsicherheit in Schwierigkeiten bringen wollte? Die Rache eines Autoverkäufers, den man auf dem Schwarzmarkt übers Ohr gehauen hatte?

Er schob die Karten zu einem Fächer auseinander. Bekam man die zu kaufen? Wenn nicht, konnte ein Sammler dahinterstecken. Jemand mit einer Leidenschaft für nutzlose Dinge, der vielleicht Spuren hinterlassen hatte. Zeitungsannoncen zum Beispiel. *Biete gebrauchte Fliesen. Suche Schmetterlingspostkarten.* Das klang absurd, aber nicht unmöglich. Gab es einen Verband der Schmetterlingsfreunde? Eine Fachzeitschrift für Schmetterlingsforschung? Oder annoncierten die in der *Wochenpost*? Winkler jedenfalls war versessen darauf, Nadeln im Heuhaufen zu suchen!

Hauptmann Lorenz nahm eine Karte auf und drehte sie um. Verlag Volk und Wissen. Einzelhandelsverkaufspreis 0,20 Mark der DDR.

Nur drei Worte. Und nichts von dem, was üblicherweise an feindlichen Parolen und Hetzlosungen verbreitet wurde. Kein *Vertrauen wagen*. Kein *Schwerter zu Pflugscharen*. Kein *Frieden schaffen ohne Waffen*.

Stattdessen ...

Er warf die Karte auf den Tisch. „Wer weiß, wo die Postkarten her sind. Wenn sie von hier verschickt werden, kann es sein, dass der Täter sie am nächsten Zeitungskiosk kauft. Oder man kriegt sie nur unter dem Ladentisch, und er inseriert nach ihnen!“

Winkler strahlte: „Zum Beispiel in der Wochenpost! Kümmere ich mich doch gerne drum, Genosse Hauptmann!“

Spät am Abend versiegelte Hauptmann Lorenz sein Dienstzimmer. Er nahm den Fahrstuhl, dann den langen, fensterlosen Gang, an dessen Ende eine geschwungene Treppe in die mit schwarzem Marmor versehene Eingangshalle führte. Er passierte Wache und Schranke, stieß die schwere, aus schussicherem Glas bestehende Tür auf. Die Posten erwiderten seinen Gruß mit einem knappen Kopfnicken, es waren junge Männer mit Maschinenpistolen, sie sahen aus wie in Stein gehauene Statuen.

Er hatte nur wenige Schritte zu laufen. Es war schon lange dunkel, und wie immer um diese Uhrzeit war die Straße leer und unbefahren. Die Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit, grell erleuchtet, von Stacheldrahtzaun umgeben und mit beweglichen Kameras ausgestattet, glich einer Festung. Niemand hielt sich gern in der Nähe des Geländes auf. Das Hauptgebäude, ein Ziegelbau mit vergitterten Fenstern, stammte aus den fünfziger Jahren. Vor einiger Zeit war am Ende des Komplexes ein dreizehnstöckiger Neubau errichtet worden, in dessen letzter Etage sich seitdem sein Dienstzimmer befand.

Hauptmann Lorenz stellte seine Tasche ab und zündete sich eine Zigarette an.

Ändere Deine Sicht! Was sollte der Unsinn?